



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H..g.: Die Männer der Zeit. II. : Adam Mickiwicz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Männer der Zeit.

II.

Adam Mickiewicz.

Es war gegen das Ende des Jahres 1829, als ein noch junger Mann, dessen Haupt aber schon das dreifach strahlende Diadem des Ruhmes, des Genies und des politischen Märtyrertums krönte, durch Deutschland reiste, um sich nach Italien zu begeben, und so auch durch Weimar kam. Goethe, der greise Dichterkönig, lebte damals friedlich und in absichtlicher Zurückgezogenheit vom Tagesgetriebe dem Ende seiner glorreichen Herrschaft über Deutschlands Geister entgegen. Die Gesänge des fremden Dichters aber waren auch bis in seine umfriedete Abgeschlossenheit gedrungen und er wünschte ihn daher persönlich kennen zu lernen. Diese beiden Apostel zweier entgegengesetzten Weltanschauungen erkannten einander an jenem geheimnißvollen, freimaurerischen Zeichen des Genies und im Namen ihrer gemeinsamen Religion, der Poesie, schlossen sie ein Bruderbündniß. Der große Dichter des Pantheismus machte dem katholischen Sänger ein Geschenk mit der Feder, mit der er den zweiten Theil seines Faust schrieb und bat ihn als Gegengeschenk um sein Bild. Und ein dritter hervorragender Dichter, aber ein Dichter der Plastik, ein Poet nach griechischem Wortsinne — in Marmor, ein

Prometheus des Thones befand sich damals in Weimar. Es war dies der berühmte französische Bildhauer David aus Angers, den seine Bewunderung für Goethe nach Weimar geführt hatte, wo er sich mit Modellirung jener so berühmten colossalen Büste des Dichters beschäftigte, die ohne Zweifel des Bildhauers geistreichste und gelungenste Arbeit ist und wohl die Stelle einer Bildsäule des Dichters vertritt, wenn gleich der bescheidene Schöpfer sie in seinem Uebersendungs-Schreiben an Goethe nur ein Fragment einer solchen nennt. Der fremde Dichter übersetzte dem Bildhauer einen seiner herrlichsten Gefänge in's Französische und David fesselte die markirten und ernstesten Züge des Sängers auf ein Medaillon, das Goethe's Eigenthum war. Nachdem so diese drei friedlichen Ringer um den Lorbeerkrantz in antiker Weise freundliche Gastgeschenke und Beweise ihrer gegenseitigen Sympathien mit einander ausgetauscht hatten, setzte der Reisende seinen Wanderstab weiter, reiste ohne längeren Aufenthalt durch Paris und überschritt die Alpen. Unter Italiens schönem, blauem Himmel, in seiner stets milden Frühlingsluft wollte er die eisig kalte Atmosphäre von Petersburg und die dumpfe Moderluft von Wilnas Kerkern vergessen. Da erscholl in Paris der Freiheitsruf der großen Woche und das Echo hallte wieder an den Ufern der Weichsel und an den Ufern des Bo. Der Reisende erwachte aus seiner Ruhe. Das Vaterland rief ihn zu den Waffen und er eilte herbei. Aber die preussische Polizei versammelte ihm den Weg in die Heimath. Es war dem Sänger der heroischen Erinnerungen seines Volkes nicht vergönnt, Theil zu nehmen an seinem letzten, verzweiflungsvollen Freiheitskampfe. Er irrte eine Zeit lang in den Grenzstaaten Preussens umher und bald vernahm er da einen zweiten durch ganz Europa widerhallenden Schrei; aber es war der Todeschrei seiner unglücklichen, in ihrem Blute zusammenbrechenden Nation. Der Dichter hatte kein Vaterland mehr, der Reisende war nur noch ein Geächteter. In Dresden, demaleinst der Hauptstadt polnischer Könige, wo er die Trümmer und Scherter seines Vaterlandes, die in freiere Länder pilgernden Genossen einer besseren Jugendzeit, mit heißem Schmerz an seine Brust drückte, hier war es, wo er aus dem Eisen, mit dem er nicht hatte kämpfen können, eine Saite auf seiner Lyra formte. Ihr entklangen damals gewaltige Lieder voll hohen poetischen Werthes, die

in feurigen Zügen die letzten unglücklichen Kämpfe seines Landes malten. Von hier begab er sich nach Paris und lebte dort lange in stiller Verborgenheit in der großen Weltstadt; an den Ufern der Seine war er ein zweiter Jeremias unter den Flüchtlingen seines Volkes und mit dem begeisterten Tone jenes Propheten griff er in seine Harfe und sang für Polen das *Super flumina Babylonis*. Die Schweiz, die freie Schweiz, holte sich den Sänger einer untergegangenen Freiheit in ihre Mitte, bis ihn Frankreich wieder in seinen Schooß zurückrief, um ihm eine große und schöne Mission zu übertragen.

Unter den mancherlei nützlichen Einrichtungen, welche den kurzen Aufenthalt Cousin's im Ministerium des öffentlichen Unterrichts bezeichnet haben, ist die Erschaffung einer Professur am Collège de France für slavische Sprachen und ihre Literatur unstreitig eine der nützlichsten und für die Zukunft erfolgreichsten. Der Gesetzentwurf, den der Minister hierbei den französischen Kammern vorlegte, begegnete daher auch auf allen Bänken derselben einem fast einstimmigen Beifall. Eine zu ihrem eigenen Nachtheil sehr eigenthümlich abstechende Ausnahme machte jedoch hier der (wie ihn Cousin in seiner Entgegnung mit Shakspeare'schem Spotte nannte) sehr ehrenwerthe H. Auguis, einer jener in Kleinigkeiten haushälterischen Menschen, die sich eine Volksthümlichkeit zu erwerben suchen, indem sie eine ganze Sitzung hindurch kämpfen, um von einem Budget von tausend Millionen fünf Franken abzuwickeln. Dies Mal aber war es nicht gerade eine Dekonomie der Art, weshalb H. Auguis von der neuen Professur Nichts wissen wollte, sondern es war Patriotismus. Der Ehrenwerthe hatte nämlich die Entdeckung gemacht, es verstoße durchaus gegen alles Nationalgefühl, wenn man eine Untersuchung über den geistigen Zustand eines Volksstammes anstelle, der wohl sechzig Millionen zählt, der die Hälfte Europas und ein Drittel Asiens bewohnt oder beherrscht, und von dem die Franzosen damals nicht viel weiter wußten, als daß er zwei Mal den Weg nach Paris gefunden habe und daß sein einer Arm an Constantinopels Mauern sich lehne, während der andre hart an die chinesische Mauer stößt. Herr Auguis hatte gefunden, ein Studium über den Geist dieses Volksstammes, wie er sich in seiner aller Zweigen gemeinsamen Muttersprache, dem Slavischen und in dessen

vier großen Dialecten, dem Polnischen, Russischen, Böhmischem und Serbischen kund giebt, ein solches Studium sei etwas eben so Abgeschmacktes als Unnützes, und es würde viel nationaler, wie auch logischer sein, wenn man eine Professur für die Dialecte Frankreichs, wie z. B. Baskisch, Altbretannisch u. s. w. errichtete.

Eine letzte Entdeckung, welche Herr Auguis noch gemacht hatte, war nach seinen eigenen Worten die „es sei der Würde der französischen Nation nicht angemessen, an einem französischen Institut einem Fremdling eine Stelle zu verleihen.“ So äußerte sich der Patriotismus des Herrn Auguis, der Frankreich mit einer chinesischen Mauer umgeben möchte. Der Fremdling dachte offenbar an diesen Deputirten, als er bei Eröffnung seiner Vorträge die Worte sprach:

„Vor etwa zwei tausend Jahren sprach Tacitus zu den aufmerksamen Römern von jenen Barbaren, den Germanen, welche zwar noch in ihren Wäldern umherstreiften, aber schon die Zukunft der Welt in ihren Händen trugen. Erinnern Sie sich, meine Herren, daß Sie Abkömmlinge dieser germanischen Barbaren sind.“

Wir unsrer Seite glauben, daß Herr Auguis, der das Slaven-
thum und seine Wichtigkeit so gering anschlägt, eher in gerader Linie von jenen unaufmerksamen Römern abstammt. Was endlich die Sache an und für sich betrifft, so ist hier nicht der Ort dafür, sie gründlich zu besprechen; wir verweisen deshalb unsre Leser zunächst auf die officiellen Documente, als da sind: das Vorwort des Ministers zum Gesetzentwurf, worin er dessen Beweggründe auseinandersetzt, so wie die Rede des Ministers und des Deputirten Denis zu Gunsten des Gesetzentwurfes. Endlich können wir auch das Buch des Herrn Eichhoff über slavische Sprache und Literatur nicht unerwähnt lassen, obzwar es nicht ganz vollständig ist.

Es war aber mit dem bloßen Beschlusse noch nicht genug gethan. Wollte Frankreich wirklich diese vier eben so reichhaltigen als großartigen und mannigfachen Literaturen zu seinem intellectuellen Besitzthum machen; wollte es mit einem ihm unbekanntem und furchtbaren Volksstamme in geistigen Zusammenhang treten; wollte es ihn in seiner Vergangenheit studiren, um seine Zukunft voraussehen zu können: so mußte es einen Mann finden, der fähig war, diese Untersuchung zu leiten und ihre Resultate umfassend

darzustellen. Es mußte dieser Mann mit der allgemein classischen Bildung und der Kenntniß der modernen Literaturen Frankreichs und der andern Völker des westlichen Europa nicht allein die vollständige und genaue Kenntniß der slavischen Sprachen und Literaturen verbinden, sondern er mußte im Slaventhum eine so hohe literarische Stellung einnehmen, daß dieses in allen seinen Zweigen ihn als seinen würdigen Vertreter anerkennen konnte. Es mußte dieser Mann endlich die Sprache seines neuen Adoptivvaterlandes geläufig sprechen und schreiben können, damit in seinen Vorträgen nicht der Gedanke des einschmeichelnden Gewandes der schönen Darstellung entbehre; denn es waren ihm Zuhörer bestimmt, welche in andern Fächern die berühmtesten Redner Frankreichs von den Kathedern herab gehört hatten oder noch hörten. So schwer es nun auch war, einen solchen Mann zu finden, so hat man ihn doch gefunden. Der bejammernswerthe Untergang einer Nation von Helden hatte ihn nach Frankreich geführt. Es war derselbe reisende Sänger, von dem wir oben gesprochen und dessen gewaltige Stimme Göthe so gern vernommen hatte. Es war der große Dichter Polens, der Byron des katholischen Nordens, der Sänger des Konrad Wallenrod und der Dziady, er war Adam Mickiewicz, ein anderer Dante durch seinen feurigen Glauben, sein Genie und seine Verbannung. Von Cousin war es ein um so größeres Verdienst, daß er den Geächteten aus seiner Verborgenheit hervorzog da er, gleich so vielen andern leicht beleidigten klein-großen Männern unserer Zeit, dem Dichter persönlich hätte grob sein können, weil ihm dieser in seinem „Buch der polnischen Pilgerschaft“ den ziemlich originellen Beinamen einer leeren Mühle gegeben hatte.

Adam Mickiewicz ward gegen das Ende des Jahres 1798 in Nowogorodek, einer kleinen Stadt Lithauens geboren, wo sein Vater bei einem Gerichte unterster Instanz Advocat war. Seine Familie gehört zu den ältesten des Landes; einige Genealogen behaupten sogar, sie sei von demselben Stamme, wie die des Prinzen Giedroyn; sie war aber in Folge der politischen Umwälzungen des Landes in ihren Vermögensumständen herabgekommen. Unser Dichter hat mehrere Brüder. Der eine davon, Alexander Mickiewicz ist ein ausgezeichnete Rechtsgelehrter, der vor dem polnischen Aufstande an dem Lyceum von Krzemientec in Polhynien die Stelle als Professor des

römischen Rechts bekleidete. Sein ältester Bruder, Namens Franz, der durch einen organischen Fehler seit seiner Geburt an allen Gliedern gelähmt gewesen war, hatte bis zum Augenblick, wo im Jahre 1831 die lithauische Revolution ausbrach, im elterlichen Hause, fast stets bettlägerig gelebt. Kaum aber waren die ersten Kanonenschüsse ertönt, so warf er seine Krücken fort, stieg zu Pferde, machte mit den Insurgenten den ganzen Feldzug mit und legte erst nach der unglücklichen Katastrophe, in Preußen die Waffen nieder.

Der junge Adam machte in der Districtschule seines kleinen Geburtsortes seine ersten Studien; die Mönche vom Dominicanerorden, welche derselben vorstanden, flößten ihm frühzeitig die Liebe zur Arbeit ein, so wie jenen lebendig aus seinem Gemüth quellenden, aufrichtigen, religiösen Glauben, der ihm durch sein ganzes Leben hindurch ein treuer Begleiter geblieben. Als Kind zeigte er eine große Vorliebe für Chemie. Da sich in seinem elterlichen Wohnhause eine Apotheke befand, so verschaffte er sich daselbst den nöthigen Apparat, um die Experimente zu Haus zu wiederholen, mit denen einer der Dominicaner, ein nicht ungeschickter Chemiker, die Augen des Knaben entzückt und geblendet hatte. Dieser Geschmack für Physik und Naturwissenschaften überhaupt ist übrigens bei Mickiewicz lange vorherrschend gewesen und mehrere seiner Gedichte zeigen sogar von ziemlich ausgedehnten Kenntnissen in diesen Fächern. Ein seltsames Zusammentreffen, das wir eben deshalb hier nicht unerwähnt lassen können, ist der Umstand, daß um dieselbe Zeit ein nicht viel älterer deutscher Dichter lebte, der gleich Mickiewicz ein glühender Patriot war und der ebenfalls, gleich Mickiewicz, sich zuerst mit dem Studium der Naturwissenschaften sogar praktisch in den unterirdischen Gängen eines Bergwerkes beschäftigt hatte, ehe er Lieder des Kampfes und der Freiheit sang. Diesem aber ward vom Glück vergönnt,

Was er so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben.

Ihn raffte in seinem zwei und zwanzigsten Jahre eine feindliche Kugel fort, noch ehe er sein poetisches Talent zur vollkommenen Reife hatte bringen können. In Mickiewicz's Herzen erweckte er vielleicht den ersten Funken des patriotischen Feuers. Es war dies

Theodor Körner, der Jäger und Säger von Lügow's wilder, wegener Jagd.

Bald aber erwachte auch in dem jungen Polen der Geschmack für die Poesie und errang sich das Uebergewicht vor allen seinen andern Neigungen. Sein Vater, ein großer Bewunderer von Johann Kochanowski, den die Polen als ihren berühmtesten Dichter des sechzehnten Jahrhunderts betrachten, machte zuweilen Verse. Der Knabe lauschte gierig auf die Worte des sie vorlesenden Vaters und bald schrieb er selbst, angeregt durch einen Brand, der in seinem kleinen Städtchen ausbrach, einige Strophen hierüber, in denen schon die ersten Reime jenes beschreibenden Talentes glänzend an den Tag traten, das er später in so hohem Grade ausgebildet hat.

Nachdem er auf dem Gymnasium zu Minsk seine Vorstudien beendet hatte, bezog er 1815 in einem Alter von siebzehn Jahren die Universität Wilna und wollte sich dort der Mathematik und den Naturwissenschaften widmen, welche unter andern ein entfernter Verwandter seines Vaters, Abbé Mickiewicz, lehrte. Ehe er an der Facultät inscribirt wurde, hatte er gleich allen andern von den Gymnasien Ankommenden eine Fähigkeitsprüfung zu bestehen. Er wartete mit einer Anzahl anderer ebenfalls zur Prüfung beschiedenen neuen Ankömmlinge in einem Vorsaale, bis an ihn die Reihe kam und war daselbst zufällig neben einen jungen Mann von bleichem Gesichte, träumerischem und nachdenklichem Auge und edler, ausgezeichneter Haltung zu sitzen gekommen. Durch eine jener eben so unerklärlichen als unwiderstehlichen geheimen Sympathien fühlte er sich zu seinem Nachbar hingezogen. Bald waren die beiden jungen Leute in ein lebhaftes Gespräch gerathen und kaum waren einige Tage verflossen, so waren sie schon in Folge einer seltenen Uebereinstimmung in Ansichten und Gefühlen unzertrennliche Freunde geworden. Adam Mickiewicz's neuer Vertrauter war Thomas Jan, einer jener Märtyrer ihrer politischen Glaubensstreue, dessen Namen in den Annalen der Wilnaer Universität unter den glänzendsten strahlt und der späterhin von dem Dichter, der Kerker und Entbehnungen mit ihm theilte, in dem dritten Theil seiner „Dziady“ verherrlicht und unsterblich gemacht ward.

Wie gesagt, studirte Mickiewicz in der ersten Zeit seines Auf-

enthaltet zu Wilna vorzüglich Mathematik und Naturwissenschaften; bald aber fühlte er sich in dieser kalten Region der Linten und Zahlen unbehaglich. Die melodischen Verse der großen Dichter des Alterthums lösteten ihm je länger je heftigeren Widerwillen gegen die todten und starren Formeln seiner Wissenschaft ein. Er verließ daher, nachdem er den Grad eines Baccalaureus darin errungen, diese Studien und ging mit ungetheiltem Eifer und wahrer Begeisterung zu dem der altclassischen und der heimischen Sprache und Literatur über. Vortheilhaft und tiefwirkend wurden für seine fernere Entwicklung nun besonders die Vorträge der drei ausgezeichneten Professoren Wilnas: Gottfried Groddeck, ein gediegener und geschmackvoller Kenner der classischen Literatur, Lelewel, der geistvolle Lehrer der Universalgeschichte und vor Allem Leon Borowski, ein ausgezeichnete Kritiker und Förderer des Fortschrittes der Nationalliteratur, deren Geschichte er lehrte. Er vorzüglich machte die empfängliche Jugend mit den Schönheiten einer kühneren, begeistert freien Anschauung und Form der Poesie bekannt und vertraut, wie sie damals durch das allgemeiner werdende Studium der deutschen und englischen Literatur dem umfassenderen Verständniß Europas näher gerückt wurden.

Neben der noch in ihrem vollen Glanze strahlenden neuen deutschen sentimental und plastischen Dichterschule, wie sie durch Lessing, Herder, Schiller, Göthe und ihre großen andern Zeitgenossen begründet worden, war durch den Aufschwung, den in den Jahren 1813—15 das gesammte deutsche Nationalleben genommen hatte, eine neue, lebhafter und energischer sich bewegende, die sogenannte romantische erstanden. Die beiden Schlegel, ihre vorzüglichsten Häupter, setzten das Werk Lessing's fort und zerstörten, was noch an morschen Trümmern veralteter Ideen in der Aesthetik und Kunstanschauung unter der Hand jenes gewaltigen Titanen stehen geblieben war. In England, dem Lande, woher durch Shakspeare das belebende Element der deutschen dramatischen Poesie gekommen, das aber selbst seitdem keinen großen Dichter aufzuweisen gehabt, waren Walter Scott, Byron und Shelley aufgetreten und machten einander die Bewunderung nicht klos ihres Landes, sondern des ganzen poetischen Europa streitig. In Frankreich endlich war neben der Revolution der politischen Verhältnisse auch eine Umgestaltung der

literarischen vor sich gegangen. Chateaubriand und die Frau von Staël hatten theils selbständig neue Bahnen eingeschlagen, theils ihre bisher in sich abgeschlossenen Landsleute mit fremden Literaturen und neuen revolutionären Ansichten und Ideen von der Kunst bekannt gemacht und somit der jungen romantischen Schule den Weg geebnet. Kurz überall vom fernen Süden, wo Manzoni auftauchte, bis in den hohen Norden hinauf herrschte eine arbeitsame geistige Thätigkeit. Wort und Gedanke, die lange Zeit vom Rollen des Kanonendonners übertäubt worden waren, hatten ihre Rechte wieder gefordert und die Feder herrschte jetzt anstatt des Schwertes und über dasselbe.

All diesen tönenden Bestrebungen und widerhallenden Ideen nun lieh der junge Wilnaer Student ein eben so aufmerksames als gieriges Ohr. Ein neuer literarischer Horizont hatte sich vor seinen Augen erschlossen. Aber damit er mit aller Gluth seiner Jugendkraft in die offene Rennbahn trete, bedurfte es erst einer lebenswarmen, sein unentweihetes Herz tief innig aufregenden Leidenschaft, welche die poetische Saite in seinem Herzen zum Tönen bringen sollte. Diese Leidenschaft, die mit ihrem Geleite von Freuden und Schmerzen der Ausgangspunkt der meisten großen Dichter geworden, fehlte auch ihm nicht. Maria W . . . , die Schwester eines seiner Studiengenossen, war die Dame der ersten Liebe unfres Dichters, der es eben erst durch sie ward. Denn ungleiche Vermögensumstände verhinderten, daß aus dem Bunde der Herzen eine dauernde Vereinigung hervorging und der tiefe Schmerz, der Mickiewicz's ganzes Wesen und Sein durchdrang, machte aus ihm, wie aus Dante und Petrarca und andern, einen von seiner eigenen, düstern Melancholie begeisterten Sänger. Zu den Dualen dieser Liebe kam auch noch der Schmerz über die Unterdrückung seines Vaterlandes und diese beiden Leiden vereint wurden für ihn eine ideale, von seinem ganzen Denken Besitz nehmende Welt.

Wenn man steht, mit welcher glühenden Liebe und Verehrung ein jeder einzelne Pole an seinem Vaterlande hängt, so ist es eine wahre Folter für den Geist, wenn er die Geschichte dieser eben so herrlichen, als unglücklichen Nation begreifen will. Wie soll man auch in der That es nur für möglich halten, daß ein gewöhnlich in unzählige Parteien zerstückeltes Volk, das mehrere Male, gerade

wenn alle Umstände rings umher ihre Einigkeit zum höchsten Bedürfnis machten, durch Zwietracht seinen Untergang selbst herbeiführt, daß gerade dieses Volk dasjenige sei, von dem jeder Einzelne zum heimischen Boden, zu Sprache, Sitten und Einrichtungen seines Landes die glühendste, heldenmüthig begeistertste, rührendste Liebe hegt! Man möchte wahrlich meinen, sie seien eine Nation von Freunden, die Nebenbuhler in ihrer Liebe geworden und einander eine von Allen gleich heiß geliebte Frau freitig machen. Die gemeinsame Liebe erstickt die Freundschaft und erzeugt einen gemeinsamen Haß; wenn das geliebte Wesen aber stirbt, so erlischt der Haß und die Liebe eines jeden Einzelnen wird ein Band mehr für Alle; erwacht aber die Frau wieder aus dem Tode, so wird auch der Haß neu geboren. Es liegt hierin etwas eben so Trostloses als Unerklärliches, das den Freunden dieses hochherzigen, der Sympathie aller Edlen so würdigen Volkes eine gerechte Besorgnis für die Zukunft desselben einflößt. Doch kehren wir zu unserem Dichter zurück.

Mickiewicz's Freund, Thomas Zan, hatte unter allen Studierenden Wilnas eine patriotische Verbindung gestiftet. Die Mitglieder derselben, welche anfangs die Strahlenden hießen, theilten sich in sieben, durch die sieben Hauptfarben des Sonnenprisma bezeichnete Classen. Theologen, Mediciner, Juristen, Philologen, Künstler, Naturforscher und Mathematiker hießen Violet, Indigo, Blau, Grün, Gelb, Orange, Roth. Der Zweck der Verbindung war, unter allen Mitgliedern die Liebe zur Aufklärung, Freiheit und Nationalität aufrecht zu erhalten. Die russische Regierung beachtete sie Anfangs ganz und gar nicht; als sie aber späterhin unter dem Namen der Gesellschaft der Philareten (Tugendfreunde) eine größere Ausdehnung gewonnen, befahl der General-Gouverneur von Wilna, Korsakoff, dem Rector der Universität, die Verbindung aufzulösen und die Schuldigen zu bestrafen. Die Papiere der Verbindung wurden in Beschlag genommen, und gegen ihre Begründer ward eine Untersuchung eingeleitet. Da man jedoch von einem direct politischen Zwecke keine Spur fand, so ward die Verbindung ohne weitere Bestrafung aufgelöst, ihr aber verboten, sich in Zukunft je wieder zu gestalten. Trotz dessen geschah dies wieder, aber im Geheimen und auf dreißig der vorzüglichsten Häupter beschränkt; sie nannte sich nun Gesellschaft der Philoma-

then (Lernbegierigen): Mickiewicz war Theilnehmer derselben. Nachdem dieser übrigens seine Studien beendet hatte, war er an das Gymnasium zu Kowno in Lithauen als Professor der lateinischen und polnischen Sprache und Literatur gesandt worden. In dem am Zusammenflusse des Niemen und der Wille recht hübsch gelegenen Orte verlebte er, wie er selbst sagte, die zwei glücklichsten Jahre (1820 und 1821) seines Lebens. Schon seine ersten auf der Universität geschriebenen Dichtungen, meist Liebesgedichte an Maria, die er in Warschauer und Lemberger Zeitschriften hatte einrücken lassen, hatten allgemeinen Beifall gefunden. Hier nun begeistert von der schönen äußeren Umgebung, und sanft gewiegt von der Ruhe eines grünen, lachenden Blüthenthales, das die Einwohner der Stadt noch heute Mickiewicz's Thal nennen, erzeugte er viele Gedichte und veröffentlichte dieselben 1822 in Wilna in zwei Bänden, welche das Gedicht *Grazina*, die beiden ersten (der Reihe des Erscheinens nach; er nannte sie den zweiten und vierten) Theile der *Dziady* (die Todtenfeier) wie sehr viele Balladen enthielt. Diese in Form und Gedanken neuen Poesien wurden überall in seinem Vaterlande, besonders aber von der ganzen polnischen Jugend mit ungewöhnlichem Enthusiasmus aufgenommen. Noch lebte der Dichter in dem ersten Freudenrausche dieses Erfolges, als er plötzlich auf einen von Wilna ausgegangenen Befehl von den Behörden in Kowno arretirt und nach der Hauptstadt Wilna geführt wurde, wo die Fesseln seiner harrten.

Ehe wir aber den Dichter in die Gefangenschaft begleiten, wollen wir erst ein Wort über seine ersten Poesien sagen. Obgleich er in den Balladen, was die Form betraf, Goethe und Bürger nachgeahmt, so war er doch in der Wahl der Stoffe durchaus selbständig, indem er sie fast alle aus den im Munde des Volkes lebenden Sagen nahm. Es liegt in dieser ganzen Reihe von Liedern, die größten Theils träumerischen, schwermüthigen, zärtlichen Inhalts sind, von denen einige aber auch eine kräftige und beißende Satyre enthalten, ein eigenthümlicher Hauch nationalen Lebens, dessen Hauptreiz alle Uebersetzungen nur schwächen, der aber, — und das will viel sagen — selbst in den Uebertragungen noch nicht ganz verschwunden ist. Die meisten von ihnen sind mehr oder minder gelungen übersezt worden; wir verweisen daher nur auf einige

der vorzüglichsten, wie z. B. Switezianka (Undine des See Switez bei Rowno); Lilie (der Lilien); Powrot Taty (des Waters Rückkehr); Dudarz (der Schalmespieler). Mehr zu nennen oder gar, wie wir so sehr versucht dazu waren, eine Uebersetzung einiger zu geben, verbietet uns Raum und Anlage dieses Aufsatzes.

In dem Gedichte Grazina hat sich Mickiewicz in einen weiteren und höheren Kreis der poetischen Begeisterung aufgeschwungen. Er ward hier zum Geschichtsmaler, indem er sich einer ursprünglichen, wild-heidnisch kriegerischen Sage seiner Heimath bemächtigte. Der Lithauische Herzog Litaror, dessen Gemahlin Grazina ist, führt gegen die aus Preußen eindringenden deutschen Ritter einen hartnäckigen Krieg. Er fällt im Kampfe und seine Gattin, in seine Gewänder gehüllt und mit seinen Waffen angethan, rächt seinen Tod im Blute der Feinde. Dies ist der einfache Inhalt eines Gedichtes, in welchem Mickiewicz alle Schönheiten eines kräftigen Styles und einer eben so erhabenen, wie begeisterten Einbildungskraft entfaltet hat. Es enthält daher Stellen von einer Energie, wie sie in den Bruchstücken der alten Skaldensänge sich findet; man glaubt wahrlich zuweilen Stücke aus der skandinavischen Edda oder aus den alten Kriegesliedern jener Helden zu lesen, die „sanken und sich freuten und starben.“

In den Dziady*) bewegt sich der Dichter zwar auch wiederum in einer Reihe von Anschauungen und Gedanken, die längstverflossenen Zeiten angehören; und dies ist vielleicht ein kleiner Mangel, weil seine Gedichte dadurch nur einem kleineren Leserkreis vertrauter werden. Er offenbart aber in denselben den unserem Jahrhundert eigenthümlichen Geist der Analyse der Leidenschaften, den Geist der tiefen psychologischen Forschung in einem hohen Grade. Er ist nicht mehr der durch seinen Ungestüm fortreisende Maler einer äußerlich sich darstellenden Wirklichkeit, sondern er ist ein in sich selbst versunkener Träumer, dessen Auge nach innen gekehrt ist, um

*) Dieses Wort bedeutet im Lithauischen ein zu Ehren der Todten gefeiertes Volksfest; und in diesem Sinne hat es der Dichter gebraucht; seine wörtliche Bedeutung ist „die Ahnen.“

Ann. d. Verf.

die Tiefen des Menschenherzens zu erforschen und die vorüberhühenden Erscheinungen und Hirngespinnste des Geistes festzuhalten. Die plastische Poesie hat der psychischen Platz gemacht; aus dem Jüngling Goethe's ist ein Nebenbuhler Byron's geworden. Der Stoff der beiden zuerst veröffentlichten Theile der „Dziady“ ist wiederum sehr einfach; es entwickelt sich in ihnen nur ein rein innerlich spielendes Drama, das in einen phantastischen Rahmen eingelegt ist. Die philosophischen, politischen und socialen Tendenzen des Dichters hat derselbe erst später in dem dritten Theil seines Werkes an den Tag gelegt, den er im Exile, nach den Qualen der Wilnaer Kerkermonate und nach dem Falle seines Vaterlandes geschrieben. Wir werden in diesem überhaupt mehr der Biographie als der Kritik gewidmeten Artikel Nichts über diesen Theil sagen und verweisen unsre Leser lieber auf das Beste, was darüber geschrieben worden, nämlich auf die Analyse, welche Georges Sand in der *Revue de deux Mondes* davon gegeben.

Ein junger Mann, von heftigen Leidenschaften und begabt mit glühend lebhafter Einbildungskraft, liebt ein junges, eitles, flüchtiges Mädchen, die eine glänzende äußere Stellung dem wahren Glücke vorzieht und ihre Hand einem andern jungen Manne reicht, ohne ihn zu lieben. Der verrathene Liebhaber in seiner Verzweiflung tödtet sich selbst. Dies ist die ziemlich abgemügte Grundfabel der beiden ersten Theile der *Dziady*; aber der Dichter entschädigt für diese Alltäglichkeit seines Stoffes hinlänglich durch den Reichthum und die Originalität der Art und Weise, wie er ihn behandelt. Das Drama beginnt erst nach dem Tode des Helden, während einer im Volke gebräuchlichen religiösen Ceremonie, deren Ursprung bis in die heidnischen Zeiten Lithauens hinaufreicht. In der Nacht des Allerseelentages nämlich versammelt sich das Volk auf den Kirchhöfen, um die Seelen der Todten aus den Gräbern hervorzurufen. Ein Sargenspieler, der zugleich Zauberer ist, lockt durch seine Zaubersprüche und Beschwörungen alle zwischen Himmel und Erde umherirrenden Geister an sich. Sie kommen in Masse herbei, um Nahrungsmittel und Gebete zu verlangen; bei diesem Todtenfeste nun erscheint auch der junge Mann, den die Liebe zum Selbstmörder gemacht hat. Ein Urtheilsspruch Gottes

verdammt ihn, sein Grab zu verlassen und in jedem Jahre, an demselben Tage und am selben Orte sein Verbrechen von Neuem zu begehen. Um diesen großen und düstern, eines Dante würdigen Gedanken bewegt sich das ganze Drama. Und obgleich sich der Leser in diesem phantastischen Hellsdunkel und unter all diesen Volksfagen, die einer längst entschwundenen Epoche unbefangener Leichtgläubigkeit angehören, zuweilen nicht ganz zurecht findet, so fühlt er sich doch durch den lebendig warmen und innig wahren Ausdruck der Leidenschaft gefesselt. Was die Polen am Meisten in dieser Dichtung bewundern, ist die Kunst, mit welcher der Dichter der Sprache seines Landes ein neues Leben verliehen, indem er an die Stelle abgenützter Metaphern und altherkömmlicher Bilder neue stylistische Wendungen anbrachte, die er aus dem Studium der Natur und des Lebens geschöpft hatte, und die um so schlagender sind, da sie eben so passend als unerwartet sind.

In Polen gab es damals, wie in Frankreich, eine sogenannte classische Schule, oder, richtiger gesagt, die polnische Literatur war nur eine matte, schwache Nachahmung der an und für sich nicht allzu lebenskräftigen französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Der Witz stand in hohen Ehren und die glänzenden Flitter einer prunkenden Sprache verschleierten, so gut es eben gehen wollte, die innere Nichtigkeit. Alle gebildet sein wollenden Polen, die Nichts als feingespitzte, brillantirte Madrigals und dergleichen schrieben, lehnten sich daher gegen diese neue Poesie auf, die in dem nationalen Boden ihre Wurzeln schlug. Aber die Jugend, diese allzeit bereite Freundin von Neuerungen, deckte diese Poesie mit dem Schilde ihrer Begeisterung und Mickiewicz's Name flog schon als ein Feldgeschrei einer literarischen Wiedergeburt der Nation von Munde zu Munde, als der Dichter nach Wilna als Gefangener kam.

Dort erschien er vor der vom Kaiser Alexander eingesetzten Untersuchungs-Commission, an deren Spitze der Senator Nowosilzoff stand, und zwar der Theilnahme an der geheimen Gesellschaft der Philomathen angeklagt. Die Untersuchung dauerte lange Zeit; der Dichter erwartete ihr Resultat in einer dunkeln Zelle des zum Staatsgefängnisse umgewandelten ehemaligen Basilianer-Klosters. Seine Kerkergenossen waren Thomas Zan, Franz Malewski, Johann Czeczot, Joseph Jezowski, Onophrius Pietraszkiewicz,

Kolafowski, Sobolewski und andre seiner Studiengefährten und Universitätsfreunde, deren Namen alle er in dem dritten Theil seiner „Dziady“ der Unsterblichkeit geweiht hat. Preisgegeben der verzehrenden Langeweile eines Gefängnisses, umringt von Spionen, feiler Bestechung und Drohung, umlagert von all jenem Apparat physischer und moralischer Leiden, welchen die russische Regierung ihre politischen Gefangenen unterwirft, fühlte Mickiewicz die eingeborene Liebe zur Freiheit und zu seinem Vaterlande immer größer und stärker werden und fortan ward sie das vorherrschende, leuchtende und erwärmende Element seiner Gefänge. Die Untersuchung blieb ohne eigentliches Resultat; denn man konnte keine entscheidenden Beweise einer Verschwörung auffinden. Die Beteiligte wurden jedoch sämmtlich auf längere Zeit aus Polen verwiesen und ihnen ihr Aufenthaltort in Rußland angewiesen. Mit ihnen kam auch Mickiewicz Anfangs nach St. Petersburg und stand dort unter Aufsicht der hohen Polizei. Hier unter dem Auge des knutengewaltigen Czar (wie Mickiewicz ihn in den Dziady nennt), mitten unter einem seit Jahrhunderten in stummer, gehorsamer Knechtschaft gebeugten Volke, hier warf der stolze Dichter, gleichsam als Kampfhandschuh gegen die materielle Uebermacht, jenen Hymnus hin, der von der Dwina bis an die Oder widerhallte und zwanzig Millionen Herzen stärker pochen machte. Die „Ode an die Jugend,“ deren letzte prophetische Worte am 30. November 1830 von unbekannter Hand an das Warschauer Rathhaus geschrieben, von der Begeisterung der Volksmasse tausendstimmig wiederholt und als ein glückliches Vorzeichen angesehen wurden, giebt übrigens einen schlagenden Beweis von der Blindheit der Censur. Die russische Behörde erblickte nämlich in diesem vom Hauch der Freiheit durchwehten, begeisterten Stücke keine politische Beziehung, sondern hielt die Ode nur für eine außerordentliche kühne Neuerung in literarischer Beziehung. Die Polen dagegen betrachten dieselbe als eine von Mickiewicz's gelungensten Productionen. Und die Russen selbst entflammten sich an solchen, an solchem Orte ausgesprochenen Worten. Puschkin, der bekannte russische Dichter, und die nachher wegen politischer Umtriebe nach Sibirien verbannten Schriftsteller, Bestuscheff und Nylejeff wurden die Bewunderer und Freunde des polnischen Sängers.

Bald mußte aber die russische Regierung doch wohl in dem Zusammenleben jener Schriftsteller mit dem Verurtheilten, so wie überhaupt in der Vereinigung mehrerer hochgebildeten jungen Polen in Petersburg eine Gefahr finden; denn sie ertheilte Befehl, die letzteren mehr zu zerstreuen und sie in's Innere des Reiches zu senden. Mickiewicz mit mehreren seiner Unglücksgefährten kam nach Odessa und machte von da aus eine Reise in die Steppen der Krim. Der südliche Himmel und die orientalische Natur regten die Kraft seiner Phantasie und seine patriotischen Gefühle mächtig an, und in jener Zeit dichtete er an den Ufern des schwarzen Meeres jenen unter dem Namen „Sonnette aus der Krim“ bekannten Cyclus von Gedichten, welche die ganze Geschmeidigkeit seines Genies zeigen. Sie athmen den wahrsten, tief innersten Schmerz, die feurigste Vaterlandsliebe und die höchste Poesie, und sind, was der Merkwürdigkeit wegen nicht unerwähnt bleiben mag, von Mirza-Kaptschi-Bascha, einem Freunde des Dichters in's Persische übersetzt worden. Im Jahre 1826 ward er von Odessa wieder nach Moskau geschickt und verblieb daselbst auf höheren Befehl im Gefolge des General-Gouverneurs Fürsten Galigin, unter dessen und anderer russischen Großen Patronate seine Sonnette gedruckt wurden. Mit Galigin kam er dann auch wieder nach St. Petersburg zurück, wo er durch sein fließendes Improvisationstalent, eine in reichem Maße ihm zustehende Gabe, die Zahl seiner Bewunderer und Freunde vermehrte. Noch mehr aber geschah dies durch seine große, mehrfach in's Deutsche übertragene, historische Dichtung Konrad Wal-lenrod, die er im Jahre 1828 in St. Petersburg veröffentlichte. Der Stoff dieser Dichtung ist gleich dem des oben besprochenen Gedichtes Grazina, den Kämpfen Lithauens gegen die zur Unterjochung Polens eindringenden Ritter des deutschen Ordens entlehnt. Aber hier ist die Handlung von einem erhabenen Gesichtspunkte aus erfaßt und mit noch größerem sprachlichen Reichthum dargestellt worden. Sodann ist auch der Stempel der Persönlichkeit, den die früheren Erzeugnisse des Dichters in so hohem Grade trugen, verschwunden und eine weitere, großartigere Anschauung ist an deren Stelle getreten. Der eigentliche Stoff ist nur ein durchsichtiger Schleier, durch den hindurch die trauernde Gestalt des unterdrückten Vaterlandes in all ihrer Schönheit hervor-

schimmert, und worin es an Andeutungen der neuesten Schicksale Polens unter fremder Herrschaft nicht fehlt. In Polen brachte daher „Conrad Wallenrod“ einen tiefen, lebhaften Eindruck hervor. Das Gedicht war bald zu einem Nationalepos geworden und überall konnte man die schönsten Stellen desselben aus dem Munde des Volkes hören. Die kraftvollsten Verse, welche Rache und Haß gegen den Unterdrücker lehrten, wurden von Jung und Alt auswendig gelernt; die wehmüthigen und ergreifenden Lieder Alfs und Aldona's wurden in den vornehmsten Salons, wie in den ärmsten Hütten gesungen. Diese letzteren Stücke waren nämlich von Maria Brzymanowska, einer berühmten Pianistin, in Musik gesetzt worden.

Um diese Zeit schrieb Mickiewicz auch das schöne Gedicht *Farys*, eine glühende, stürmisch hinreißende Dichtung, gleich dem Araberross, dessen pfeilschnellen Lauf sie schildert, und eben so kräftig in ihrer Farbengebung und im Ausdruck, als Byron's *Mazepa*. Dieses Gedicht war es auch, das der Dichter selbst bei der im Eingang erzählten Bekanntschaft mit dem Bildhauer David in Weimar diesem in französische Prosa übersetzte; in's Deutsche übertrug es Spazier.

Merkwürdiger Weise hatte zwar die russische Censur die eigentliche patriotische Tendenz des „Conrad Wallenrod“ erkannt und der Veröffentlichung der Dichtung nicht das geringste Hinderniß in den Weg gestellt. Als aber durch die feurige Aufnahme, die dem Werke von Seiten der gesammten polnischen Bevölkerung ward, den russischen Behörden ein ziemlich unerfreuliches Licht über ihren Mißgriff aufging, hielt es Mickiewicz für gerathen, sich neuen Verfolgungen, die seiner zu harren schienen, zu entziehen. Denn daß die Regierung ihm nicht eben günstig gesinnt sei, bewies nur zu deutlich der Umstand, daß trotz wiederholten Ansuchens das Ministerium des Unterrichts ihm die Erlaubniß zur Herausgabe einer historisch-philosophischen Zeitschrift, die unter dem Namen „*Iris*“ erscheinen sollte, hartnäckig verweigerte. Er benutzte daher die dadurch gesteigerte Theilnahme an seinem Loose, welche ihm mehrere, schon durch seine Gedichte für ihn begeisterte hochstehende Russen bezeugten, zur Ausführung eines andern Planes. Durch die Verwendung dieser Freunde, besonders des Dichters Zukofski, eines Lehrers des Großfürsten, gelang es ihm

nämlich, einen Paß zu einer Reise in's Ausland, behufs der Wiederherstellung seiner Gesundheit, zu erlangen. Seine russischen Freunde und Gönner hatten ihn bewegen wollen, sich einer Gesandtschaft attachiren zu lassen und es war einen Augenblick die Rede davon gewesen, daß er, mit einem officiellen Charakter bekleidet, nach Brasilien, oder, wie es dann hieß, nach Turin geschickt werden sollte. Der Dichter aber mußte diese goldenen Fesseln von sich fern zu halten und schätzte es für ein höheres Glück, einen Reisepaß zu erhalten, als ein Diplom. Vor seiner Abreise ward ihm von seinen zahlreichen Bewunderern in Rußland noch ein schöner silberner Becher, auf dem die Namen der Geber eingegraben waren, als Andenken überreicht. Erfreut und ergriffen von dieser Hulldigung, improvisirte der Dichter einige Strophen, die man am Ende des dritten Theiles der *Dziady* finden kann.

Wir haben von seiner Reise und dem wichtigsten Erlebniß derselben, so wie daß Mickiewicz sich zur Zeit des Ausbruches der Juli-Revolution in Italien befand, schon oben erzählt. Als er die erste Nachricht von diesem Weltereigniß erhielt, fühlte er sich von traurigen, todesbangen Ahnungen ergriffen. Er sah voraus, daß auch sein unterdrücktes Vaterland sich für die Freiheit erheben, daß es aber im Kampfe für dieselbe unterliegen werde. In dieser Stimmung schrieb er jene schöne Elegie „An eine polnische Mutter,“ in der er prophetische Thränen über das traurige Geschick seiner Nation vergießt, das er in düsteren, Unheil weissagenden Worten schildert.

Das heldenmüthige Polen protestirte gegen dieses Orakel der Cassandra, indem es zu den Waffen griff. Die Protestation war blutig und dauerte zehn Monate. Aber ach! Der vaterlandsliebende Sänger hatte nur allzuwohl gezeigt, daß die Alten nicht Unrecht hatten, wenn sie ihre Dichter mit dem Worte *vates* (Seher) benannten und ihnen einen Blick in die Zukunft beimäßen.

Nach dem Falle von Warschau hielt sich Mickiewicz eine Zeit lang in Dresden auf. Dort entwarf er den dritten Theil der „*Dziady*“ und übersezte daselbst den *Ciaur* von Byron, so wie er auch mehrere kleinere Gedichte damals verfaßte, von denen besonders Die Schanze von Ordon zu nennen ist, worin er mit

feurigen Zügen die letzten Zuckungen seines verblutenden Vaterlandes malte.

Von hier begab sich der Dichter endlich mit seinen andern Landsleuten nach Frankreich, in dessen Hauptstadt er lange Zeit in Stillschweigen verharrte. Im Kreise der Verbannten war das Erb-übel Polens, Zwietracht, ausgebrochen; die Ausgewanderten bildeten verschiedene Parteien, welche einander mit Heftigkeit angriffen und von denen eine jede den berühmten Dichter der „Diady“ in ihren Reihen zu zählen behauptete. Endlich aber brach Mickiewicz sein Stillschweigen und gab in einem erhabenen Liede der Versöhnung und des Friedens einen neuen Beweis seiner schönen Seele. Er veröffentlichte im Jahre 1832 das berühmte Werk: „Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft.“*) Unbeschreiblich ist der tiefe Eindruck, den dieses Werk nicht allein auf den ganzen polnischen Volksstamm, sondern auch auf das übrige theilnehmende Europa gemacht hat. Es erschienen davon 1833 eine deutsche und eine französische Uebersetzung; letztere rührte von dem geistreichen Grafen v. Montalembert her und wir entlehnen dem merkwürdigen Vorworte, das derselbe seiner Uebersetzung vorangeschickt, die folgende durchaus wahre Charakteristik der Mickiewicz'schen Schrift: „Dieses Buch,“ heißt es, „ist die erste Offenbarung einer ganz neuen geistigen Richtung, die Mickiewicz eingeschlagen. Er entsagt darin den äußeren Formen der Poesie, um in einer der biblischen Sprache nachgebildeten, volkstümlichen Prosa seinen Landsleuten die hervorragende Mission deutlich zu machen, die, nach seiner Ansicht, Polen in der Vergangenheit, wie in der Zukunft Europas von Gott angewiesen worden. Er predigt ihnen darin, wie sie ihr erhabenes Unglück heiligen sollen durch ein unerschütter-

*) Eine interessante, den Geist der Zeit charakterisirende, literarische Erscheinung dünkt uns das Zusammentreffen dieses Buches mit zwei andern Werken, die um dieselbe Zeit, in ähnlichem Styl und mit gleicher, freilich nach der Individualität der Verfasser verschieden nuancirter, historisch-philosophischer Tendenz geschrieben wurden. Wir meinen das in Deutschland nur wenig bekannte, aber sehr bedeutende Werk des tiefsinnigen Theosophen Ballanche, das unter dem Titel Hébal kurz vor dem Mickiewicz'schen erschien und die darauf veröffentlichten Paroles d'un croyant von Lamennais.

Anm. d. Verf.

liches, demuthvolles Vertrauen auf das Mitleid der Gottheit, durch eine vollkommene Einigkeit unter sich selbst, durch Aufgeben alles Rechtens und aller Vorwürfe über die unwiederbringliche Vergangenheit, und durch einen unvergänglichen Glauben an den Triumph der guten Sache des Rechts und der Freiheit.“

In demselben Jahre veröffentlichte der Dichter, als vierten Band seiner im Jahre 1828 zu Paris gedruckten Ausgabe seiner sämtlichen frühern Poesien, nun auch den dritten Theil seiner „Dziady.“ Es sind diese neuen Gedichte eine Reihe dramatischer Scenen, die sich vorzüglich auf die Verfolgungen der patriotischen Jünglinge zu Wilna beziehen und die, wie ein deutscher Beurtheiler richtig sagt, „das ganze Gebiet der Poesie von der bittern Satyre bis zur glühenden Andacht mit kühnem Schwunge durchfliegend, zu dem Trefflichsten gehören, was die neueste Literatur besitzt.“ Die pariser Ausgabe seiner Gedichte zeichnet sich, beiläufig bemerkt, vor allen andern früher und später in verschiedenen Städten Polens und Rußlands erschienenen durch Eleganz und Correctheit aus. In dem Vorworte derselben giebt Mickiewicz einen geistreichen Ueberblick der poetischen Literatur des neueren Europa, worin er unter andern auch eine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur an den Tag legt.

Im folgenden Jahre 1833 verheirathete sich der Dichter mit der Tochter der oben genannten polnischen Dame, Maria Przymasnowska, und hatte bald das Glück, Familienvater zu werden. Diese neue Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse blieb auch auf seine Einbildungskraft nicht ohne Wirkung. Dieselbe ward nun ruhiger, nahm eine positivere Wendung und beschäftigte sich nun nicht mehr mit kriegerischen, sondern mit Scenen aus dem häuslichen und ländlichen Leben seiner Nation. Einen Beweis hievon giebt das neue Gedicht, das er im Jahre 1835 in zwei Bänden unter dem Titel Herr Thaddäus in Paris herausgab. Diese Dichtung, in welcher weit mehr Beschreibung als Handlung ist, wird von den Polen als ein Muster von naturgetreuer Wahrheit und als das zugleich anziehendste und sprechend ähnlichste Bild des Privatlebens des lithauischen Adels betrachtet.

Im Jahre 1839 bot die Akademie zu Lausanne unfrem Dichter die Professur der alten Literatur an. In dieser neuen Stellung

hatte sich Mickiewicz schon allgemeinen Beifall erworben, die Akademie fühlte sich glücklich und stolz, einen solchen Mann unter ihre Mitglieder zu zählen und hoffte ihn mit dauernden Banden an sich geknüpft zu haben; aber ein weiterer Schauplatz für die Entwicklung seiner Kräfte harrte des polnischen Sängers. Als Frankreichs Ausruf ertönte, hielt er es für eine gebieterische Pflicht, dahin zu gehen, wo er seinem Lande am wirksamsten dienen konnte. Um aber unsern Lesern einen Begriff zu geben, sowohl von dem lebhaftesten Verdauern, das der Abgang Mickiewicz's hervorgerufen, als auch von den charakteristischen und eigenthümlichen Zügen, die ihn von jedem gewöhnlichen Dugend-Professor unterscheiden, glauben wir nicht besser zu thun, als wenn wir dem zu Lausanne erscheinenden Courier suisse einige Stellen eines Artikels entlehnen, der von einem seiner Collegen als Nachruf geschrieben ward.

„Lange Zeit wird in unseren Herzen die Erinnerung leben an diesen zugleich so ernstern und doch so anziehenden, mit einer so edlen Einfachheit geschmückten Unterricht; die Erinnerung an diese veranschaulichende, gewissermaßen inspirirte Kritik, in der die Synthese der Analyse voranging oder sie überragte, und in der sich ein eben so lebendiges als zartes Gefühl für die Schönheiten der Kunst zeigte; die Erinnerung an diese Vorträge über lateinische Literaturgeschichte, in denen alle andern Literaturen gewissermaßen zusammenkamen auf den Ruf eines Lehrers, der mit allen bekannt, mit mehreren vertraut war; die Erinnerung an seine markige, inhaltreiche und doch durchsichtig klare Redeweise, an seinen antik-kraftigen, fast lapidariſchen Styl; die Erinnerung endlich an diesen gesunden Menschenverstand, der so erhaben war, daß man ihn für die schönste Einbildungskraft gehalten hätte, und an diese so unbefleckte Phantastie, daß man sie für die edelste Vernunft hätte nehmen können.“

Fügen wir nun diesem Gemälde einige Züge hinzu, die dem großen Dichter während seiner Vorträge am Collège de France abgelauscht sind und die unsern deutschen Lesern um so willkommener sein dürften, je weniger Gelegenheit sie haben, Mickiewicz selbst ein Mal zu hören. Wir entlehnen dieselben theils Schilderungen sehr wohl unterrichteter Personen in Paris, die fleißige Besucher seiner Vorlesungen sind, theils eigener Anschauung während eines Besu-

ches in Paris, wo wir nicht unterließen, einer Vorlesung dieses so interessanten Professors beizuwohnen. Sein Vortrag, obzwar etwas schwer und langsam, ist darum nicht minder anziehend; er ist zunächst durchaus klar, durchaus rein und verständlich, und hat in seiner Fremdartigkeit den Reiz einer seltenen Originalität. Das Wort kommt langsam aus seinem Munde, aber dafür kommt auch immer das beste und passendste, dem, was er sagen will, genau entsprechendste Wort. Einer seiner geistreichsten Collegen, der ihm hierin ein wenig gleicht, sagte daher auch von ihm: „Es ist wahr, er sucht, aber er findet auch.“

Was seine Vorträge für die Zuhörer besonders anziehend macht, das sind jene alten polnischen, serbischen, böhmischen, russischen Lieder, die der Dichter in ihrer Rauheit und fast homerischen Einfachheit wiedergiebt und die in das Ohr der Hörenden in fremdartig klingenden, abgebrochenen, gleichsam zerhackten, aber doch rhythmischen und malerischen Worten dringen. Die Persönlichkeit und äußere Erscheinung des Lehrers steht in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Gegenstand seiner Vorträge. In diesem tiefsinnigen Blick und in dieser traurigen, träumerischen Physiognomie ist der Zeitstempel unsrer Epoche deutlich ausgeprägt; in diesen eckigen Zügen dagegen, in diesem hervorragenden, an beiden Winkeln gefurchten Mund, in dieser Stimme mit ihren heftigen Betonungen der Worte liegt etwas Altslavisches. Besonders bemerkenswerth aber ist der unverrückbare Ernst seines Gesichtes, der gegen die Heterkeit seiner Zuhörer, welche oft durch eine oder die andere naive Aeußerung eines böhmischen oder serbischen Helden des zehnten Jahrhunderts hervorgerufen wird, scharf und eigenthümlich absteht. Man sollte wahrlich meinen, der Dichter, der jene alten, heldenmüthigen Gestalten aus ihren Gräbern hervorgerufen, habe in ihrer Mitte gelebt. Er besitzt zwar nicht ihren Riesenwuchs und ihre gewaltigen Fäuste, aber er besitzt ihren kindlich warmen Glauben, ihre moralische Thatkraft und jene einfache Größe, die in unsrem auf die äußere Schaustellung berechneten Jahrhundert immer seltener wird.

Geschrieben am 29. November 1842.

S . . . g.